

Der Wald braucht aktive Jagd – keine Milliarden mit der Gießkanne

Frank Christian Heute, Hartmut Weigelt

Es geht mal wieder um unseren „deutschen Wald“ – im weiteren Sinne des Volksmunds. Denn das aktuelle Problem ist ja eher ein forstwirtschaftliches Fichtenproblem, aber weniger eines für anpassungsfähige, resiliente Waldökosysteme. Waldbesitzer fordern als Ausgleich nun lautstark Milliarden an Steuergeldern, die sie von der Politik auch bekommen. Nach dem Motto: Problem erkannt, jetzt helfen wir dem Wald – aber richtig! Doch statt schon wieder Abermillionen Steuergelder zu vernichten, indem man kahle Hänge aus Fichtennadeln neu bepflanzt, sollte endlich (und abschließend) die Chance ergriffen werden, um mit Hilfe kooperierender Jäger stabile Wälder zu gründen!

Das aktuell auch als „Waldsterben 2.0“ bezeichnete Phänomen massenhaft absterbender Bäume ist eigentlich häufig ein „Forststerben“. Denn es betrifft in erster Linie die nicht heimische, flach wurzelnde Fichte, die nach dem Krieg in Reih und Glied angelegt wurde und von der nicht erst seit gestern bekannt ist, dass sie trockene Perioden nicht mag. Zwar kränkeln auch heimische Baumarten wie die Buche, doch (noch) nicht vergleichbar massenhaft wie die Fichte. Es ist ein ganz natürlicher Vorgang, dass in extremen Phasen Auslese betrieben wird. Die am Besten angepassten Buchen werden sich halten und wieder vermehren. Es ist nicht ausgeschlossen, dass einige unserer 35 Laubbaumarten bei uns auf Dauer verschwinden, dafür werden sich andere Arten im Ökosystem Wald einnischen, wie es Esskastanie und Robinie schon heute machen. Der Wald ist grundsätzlich resilient und hat kein

Problem, sich laufend zu erneuern. Sofern zwei Faktoren es zulassen: der Boden darf nicht zu stark belastet worden sein (Versauerung, Verdichtung) und es darf nicht zu viel Wild im Wald leben und fressen.

In der aktuellen Diskussion wird zu wenig berücksichtigt, dass Ökologen und weitsichtige Förster bereits seit über zwanzig Jahren vor den Auswirkungen des Klimawandels auf den Wald warnen und dass wir bereits wissen, wie Wäl-

der sich nach gravierenden Störungen regenerieren können. Im naturnahen Waldbau werden seit Jahrzehnten Nadelholz-Monokulturen in Dauer-Mischwäldern überführt – aber eben nicht auf überwiegender Fläche und leider kaum im Kleinprivatwald.

Aus Fehlern lernen

Nachdem im Januar 2007 durch den Orkan „Kyrill“ allein in NRW Flächen

Das Ausmaß der ökologischen und ökonomischen Schäden durch Verbiss und Schäle in unseren Wäldern ist unfassbar groß und wird von den meisten nicht ansatzweise realisiert. Ebenso wenig, dass nur eine vernünftige, konsequente Bejagung unserer Wälder zum Ziel führen kann. (Fotos © F. C. Heute)





Rotwildgebiet Siegerland. Kyrillfläche 12 Jahre nach dem Sturm sowie 100% geschälter Fichtenbestand.

von insgesamt etwa 50.000 Hektar kahl gefegt worden waren, förderte das Land NRW die Wiederaufforstung der Windwurfflächen mit 19,6 Millionen € für über 27 Millionen Bäumchen. Unter anderen wurden auch 4,5 Millionen Eichen gepflanzt, die jedoch allesamt das gleiche Schicksal erlitten: diejenigen, die Trockenstress und Mäusefraß überlebten, wurden von Rehen und Hirschen gefressen. Die Kyrillflächen entwickelten sich, bei gleichzeitig hohen Nährstoff-

einträgen, dementsprechend nicht zu Verjüngungsflächen baumartenreicher Wälder, sondern zu artenarmen Störfläichen aus stickstoffliebenden Sträuchern (Holunder, Brombeere), Hochstauden (Brennnessel) und Gräsern (Reitgras). Fast 20 Millionen € wurden also für Pflänzchen investiert, die von den hohen Reh- und Hirschbeständen fast vollständig eliminiert wurden. Beispiele hierfür sind landesweit von der Eifel bis Ostwestfalen bekannt und sichtbar (vgl.

„Wie die ‚Biodiversitätsfläche Hirschberg‘ im Arnsberger Wald heute aussieht, zeigen die Bilder aus dem Frühjahr 2016. Honig-, Strauß- und Reitgras machen die Fläche zur ‚Fichten-Savanne‘. Nur innerhalb der gezäunten Weisergatter vermögen andere Gehölze zu wachsen. Diese Karikatur einer ‚Biodiversitätsfläche‘ wird von Reh- und Rotwild sowie reichlich Sikawild besiedelt.“ Aus: F. C. Heute „10 Jahre nach Kyrill“, ÖKOJAGD 1-2017, S. 5)



Frank Christian Heute „10 Jahre nach Kyrill“ in ÖKOJAGD 1-2017, S.5.).

Nun also sollen Waldbaukonzepte, Erklärungen, Waldgipfel und jede Menge (Steuer-)Geld den Wald retten. Bundeslandwirtschaftsministerin Julia Klöckner (CDU) plant, für Aufarbeitung der Schäden und Wiederaufforstung bis zu 1,5 Milliarden Euro zur Verfügung zu stellen. Die Vorstellung der Ministerin, den Wald zunächst „aufräumen“ zu lassen, um ihn dann wieder zu bepflanzen, offenbart dabei ein bemerkenswert überholtes Bild vom Wald als Holzplantage. Unter anderem setzt man, wie meistens in der Vergangenheit der Forstwirtschaft, auf die Pflanzung „neuer“ Baumarten aus Übersee. Neben der „bereits etablierten eingeführten Baumart Douglasie“ (Landesbetrieb Wald und Holz (LWuH) 2018) sollen künftig Weiß- und Küstentannen den Nadelholzanteil unserer Wälder sichern. In geringen Anteilen sollen weitere „ausgewählte eingeführte Baumarten aus anderen biogeographischen Regionen“ das Artenspektrum erweitern, wie Sitkafichte, Omorika, Tsuga, Thuja oder gar Sequoia. Damit fährt die Forstwirtschaft im Grunde ihre Strategie fort, nicht funktionierende Baumart A durch Baumart B zu ersetzen, die derzeit an anderen, wärmeren Erdteilen gutes Holzwachstum erzielen. Aus ökologischer Sicht ist die Einbürgerung nicht „heimischer“ Arten immer kritisch. Probleme mit Neophyten und -zoen gibt es bereits zuhauf und betreffen am ärgsten die naturnahsten Ökosysteme – in erster Linie die letzten Reste unserer natürlichen, standorttypischen Waldgesellschaften, die in NRW nur noch auf weniger als 8% der Waldfläche wachsen. Und die Fläche wird im Sauerland immer kleiner, da die Verjüngungen von Eichen- und Buchenwäldern seit Jahren massiv von Fichten und Douglasien erobert werden.

Insgesamt gibt es etwa 35 Baumarten in Deutschland, die gemäß ihres ökologischen Potentials auf den verschiedenen Standorten vorkommen. Mit dem Klimawandel verschieben sich die Standortfaktoren auf den Flächen, was im Moment – nach zwei trockenen Sommern in Folge – besonders sichtbar ist. Die heimischen Pflanzenarten aber sterben, im Gegensatz zu den nicht einheimischen Fichten, nicht aus, sondern wandern zu ihren lebensraumtypischen Standorten. Was viel Zeit benötigt. Zeit, die man als Politiker oder Forstamtsleiter oft nicht hat (um die Erfolge noch in der Amtszeit auf sich zu verbuchen..). Und da man sich zudem mit der mächtigen Jagdlobby anlegen müsste, verfährt man stattdessen lieber weiter mit einem „business as usual“: es wird viel Geld für die Wiederaufforstung ausgeschüttet. Und der Wald muss in seinem Schicksal



Auch der alte Schwelmer Mammutbaum (*Metasequoia glyptostroboides*) zeigt 2019 Symptome von Trockenstress.

verharren. Die Änderung der Standortfaktoren bekommt ein intakter Wald mittel- und langfristig in den Griff (Resilienz intakter Waldökosysteme). Eine andauernde Bepflanzung mit Exoten und die permanente Beweidung durch Schalenwild allerdings nicht.

Alle wollen den Wald retten – die Jäger könn(t)en es!

Im Gegensatz zu den Kyrrflächen, auf denen die Bäume abgebrochen oder geknickt „kreuz und quer“ auf der Fläche lagen, stehen die aktuell abgestorbenen Fichtenbestände noch. Im öffentlichen Wald sollte daher so viel Holz wie möglich auf den Flächen belassen werden, soweit die Verkehrssicherungspflicht dies zulässt (z.B. abseits von Wegen und Straßen). Auf jeden Fall sämtliches Holz, das keine Gefahr mehr darstellt. Wegenahes Holz, das ohne Befahren der Flächen aufgearbeitet und abgefahren werden kann, könnte genutzt werden. Im Restbestand wird ein Teil der Fichten so gefällt, das natürliche Verhaue entstehen, in denen die Naturverjüngung vor Verbiss geschützt ist, in denen aber auch gezielt Zielbaumarten – auf reinen Fichten-Kalamitätsflächen auch Douglasien und Weißtannen – gepflanzt werden könnten. Gleichzeitig müssen die Reh- und Hirschbestände so intensiv bejagt werden, dass alle Baumarten, die sich verjüngen wollen, auch verjüngen können! In den meisten Revieren muss daher eine Umstellung von konventioneller

Jagd zu einer zielgerichteten, waldorientierten Jagd stattfinden. Dies wird nicht erreicht, indem man dem bisherigen Jagdpächter anträgt, künftig ein paar Rehe mehr zu schießen. Reviere, in denen aufgrund der konsequenten Jagd der Vergangenheit artenreiche Wälder wachsen, haben ihren Jagdbetrieb rigoros umgestellt. Die Bejagung muss endlich die absolute Priorität im Rahmen des ökologischen Waldumbaus erhalten. Merkmale eines waldorientierten Jagdbetriebs sind u.a. eine professionelle Jagdleitung, ein engagiertes, örtliches Jagdteam mit Hunden und geringe, evtl. keine Jagderlöse. Vorbildliche „Best practise“-Beispiele hierfür gibt es mittlerweile, z.B. „Netzwerk Vorbildliche Rehwildreviere NRW“ oder die ANW-Beispielbetriebe. Man weiß also längst, wie es funktioniert. Es muss

nur gemacht werden.

Anregungen für die Forst- und Jagdpolitik

- Der Wald braucht keine Millionen neuer Forstpflanzen. Lediglich für die Holzwirtschaft Douglasien und Weißtannen auf jetzigen Kalamitätsflächen in Mischung mit heimischem Laubholz etablieren.
- Keine Subventionierung von Forstpflanzen, die alsbald aufgefressen würden
- Subventionen nur dort, wo die Investition Sinn macht, d.h. nur dort, wo geringer Verbissdruck nachgewiesen wurde. Ansonsten muss der Eigentümer auf eigene Kosten Schutzzäune um geförderte Anpflanzungen errichten.
- Der Wald braucht insgesamt mehr und einen höheren Anteil ökologisch denkender und handelnder Förster. Ein Revier naturnah zu bewirtschaften, beinhaltet einen arbeits- und zeitintensiven Jagdbetrieb. Ein Förster, der seinen Dauerwald optimal betreuen, d.h. dauernd pflegen, ernten und jagen soll, kann das in einem Revier von 500ha bis maximal 1000ha Größe.
- „Experimente“ mit fremden Nadelholzarten sollten nur auf ehemaligen Fichtenmonokultur-Flächen gemacht werden. Aus ökologischen Gründen jedoch nicht in noch bestehenden, naturnahen Laubmischwäldern.
- Anstatt flächendeckende Aufforstungen zu subventionieren, sollte mit den

eingesparten Millionen endlich eine professionelle Jagd (Wildmanagement) gefördert werden: Drückjagdstände, Hunde-Schutzwesten, Simulations- Schießkinos etc.

- Fichtenholz im Wald belassen. Die sehr geringen Einnahmen aus der Vermarktung wiegen die positiven Effekte der Belassung der Bäume im Wald nicht auf: Humus-/ Bodenbildung, Beschattung, Mikroklima, natürliche „Schutzgatter“ gegen Verbiss und damit „Starthilfe“ für Naturverjüngung.
- Neuausrichtung des Wildschadenersatzverfahrens im Rahmen des Waldbaukonzeptes (insb. Anpassung der „geeigneten Holzarten“ §33LJG-NRW mit den im Waldbaukonzept propagierten Arten).
- Modifizierung des Verbissgutachtens des LWuH: die Entmischung als zentrales ökologisches Problem muss verbindlich festgestellt werden.
- Erarbeitung eines Landes-Jagdkonzeptes durch Fachleute (analog zu Biodiversitätsstrategien, Waldbaukonzepten) zur zwingend notwendigen Anpassung der Jagd an die erheblich gestiegenen Anforderungen an die Jäger/innen.
- Anpassung der Jungjägersausbildung: die effektive Schalenwildregulierung muss zentraler Ausbildungsschwerpunkt werden – nicht mehr Wildbewirtschaftung, Trophäenjagd und Hege des Schalenwilds.

Neue Wälder gibt es nur mit entsprechender Jagd

Trockenheit und Borkenkäfer haben 2018/2019 das viertgrößte „Schadereignis der deutschen Forstwirtschaft“ innerhalb der letzten 30 Jahre verursacht. Der Klimawandel ist längst im deutschen Wald angekommen und macht flexible Anpassungsstrategien für den Wald der (warmen) Zukunft unumgänglich. NRW hat im Dezember ein Waldbaukonzept veröffentlicht, das den Eigentümern Strategien im Waldbau aufzeigt. Die Waldbesitzer sind dabei zwingend abhängig von funktionierender Naturverjüngung im Wald. Und zwar nicht nur einzelner, vom Schalenwild weitgehend verschmähter Arten wie Buche und Fichte, sondern von allen Pflanzenarten der potentiell natürlichen Vegetation. Stabiler (und kostengünstiger) kann ein Wald nicht gegründet werden. In den Revieren des „Netzwerks Vorbildliche Rehwildreviere“ kann man begutachten, wie sich ein entsprechend angepasster Jagdbetrieb positiv auf die Waldverjüngung auswirkt und artenreiche, „klimastabile“ Wälder entstehen. (S. Beitrag auf S. 5 in dieser ÖKOJAGD).

Grundvoraussetzung für das Aufwachsen aller Pflanzenarten ist ein

angepasster Reh- und Hirschbestand. „Eine angepasste Jagdausübung sichert den Erhalt der Wälder und fördert strukturreiche, sich natürlich verjüngende Waldökosysteme. Angesichts der abzusehenden Trockenschäden gerade an Kulturen ist das Gelingen der Wiederaufforstung besonders wichtig.“ (Pressemitteilung des Bundesministeri-

ums für Ernährung und Landwirtschaft vom 6.5.2019)

Eigentümer, die die Bedürfnisse unserer in die Knie gezwungenen Wälder ignorieren und weiterhin die einseitigen Interessen einzelner Jäger (schnelles Geld aus hohen Pachteinahmen) bedienen, handeln höchst fahrlässig. Der Kommunal- und Staatswald ist gefor-

dert, so rasch wie möglich konsequent zu handeln und unsere Wälder endlich entsprechend bejagen zu lassen.

Informieren Sie sich auf unserer Webseite <https://www.wildoekologie-heute.de/>. Beratung und Unterstützung finden Sie bei uns oder den Mitgliedern des Netzwerks.